

Wilhelm Bruners

Drei Entwicklungsstufen bzw. Modelle von Konzeptionen der Fortbildung der pastoralen Berufe

In der folgenden Skizze geht es um die Entwicklung der pastoralen Fortbildung nach dem II. Vaticanum und ihre Beziehung zur universitären Ausbildung.

In der Geschichte der postvaticanischen pastoralen Fortbildung lassen sich drei Entwicklungsstufen erkennen, die gleichzeitig auch verschiedene Modelle darstellen.

1. Das Modell der Abhängigkeit von der Universität

Die pastorale Fortbildung in den ersten Jahren nach dem II. Vaticanum verstand sich als kontinuierliche Fortsetzung der universitären Ausbildung. Zielgruppe waren überwiegend Priester, als Referenten kamen meist Dozenten der theologischen Fakultäten oder Hochschulen. Da im Studium nicht alle Inhalte der Theologie vermittelt werden konnten, andere vergessen wurden und außerdem die wissenschaftlichen Erkenntnisse weitergingen, sollte die Fortbildung ein Dreifaches leisten:

- Wiederholung des Gelernten
- Ergänzung des Gelernten
- Information über die Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Erkenntnisse.

Auf Information liegt der Schwerpunkt.

Vor allem in den Bereichen Kirchenrecht (z.B. Eherecht), Moraltheologie und Pastoral erwies sich Wiederholung als notwendig, da durch die pastorale Praxis das Problembewußtsein gestiegen war und in der Seelsorge die Anwendung häufig Schwierigkeiten machte. In der Exegese, die im katholischen Bereich durch das II. Vaticanum erst ihre eigentliche Freiheit gewonnen hatte, waren viele offene Fragen zu beantworten. Gerade die Exegese fand in der Fortbildung in den ersten Jahren nach dem Konzil großes Interesse. Angestoßen durch die Enzyklika Pauls VI. "Humanae vitae" gewann aber auch die Moraltheologie eine neue Aktualität.

So konnte aufgrund großer Entwicklungen das in der Ausbildung Gelernte wiederholt und ergänzt werden. Ort dieser Fortbildung war entweder noch die Universität, die dafür Kontaktstudien anbot, oder "Priesterhäuser", in denen sich, oft jahrgangsweise, der Klerus (unter sich) traf.

Auf Information lag der Schwerpunkt. Im Mittelpunkt stand ein Referat, dem dann eine Aussprache folgte. Im Wesentlichen war die Struktur monologisch. Die Hörer hatten kaum Gelegenheit, ihre existentiellen Fragen (dafür waren Exerzitien da) einzubringen. Die "Diskussion" blieb in dem vom Referenten vorgegebenen Rahmen. Meist ging es um "Verständnisfragen".

Vorteile

Der Rezipient bleibt im Strom wissenschaftlicher Erkenntnisse und wird entsprechend informiert. Der "informierte" Seelsorger ist Bildungsideal und entspricht dem Selbstverständnis des Seelsorgers. Er soll sich in seinem Fachgebiet (Theologie) auskennen und dort Rede und Antwort stehen. An der Basis hat er die Möglichkeit, dem Niveau der Gemeindemitglieder entsprechend theologische Kenntnisse (ebenfalls) in Vorträgen und Aussprachen zu vermitteln. So entspricht dem informierten Seelsorger das informierte Gemeindeglied.

Nachteile

Die Erfahrungsebene der Seelsorger kommt nicht bzw. kaum zur Sprache. Die wissenschaftliche Theoriebildung nimmt die pastorale Praxis kaum zur Kenntnis. Sie entwickelt sich wesentlich aus dem eigenen Denken und in Beziehung zur Tradition. Ausnahmen sind Pastoraltheologie und Katechetik, die ihrerseits aber als "praktische" Theologie auch einen schweren Stand in der Universität haben. Entsprechend kommen die Probleme der Gemeindemitglieder sehr allgemein in der Fortbildung vor. Die Glieder der Kirche haben mit der Kirche zu denken, nicht umgekehrt. Es entsteht kein Dialog, der für alle notwendig wäre.

2. Das Modell der Abgrenzung von der Universität

Das neue Selbstverständnis der Kirche, das im II. Vaticanum aufgebrochen war und langsam bis zur Basis vordrang, konnte auf Dauer auch für die Fortbildung nicht ohne Folgen bleiben. Aber der Dialog fiel sehr schwer. Er war in der Kirche ungewohnt und mit vielen Ängsten besetzt, zumal verstärkt auch theologisch qualifizierte Laien - Frauen und Männer - in die Fortbildung kamen. In dieser Situation boten sich vor allem Methoden der Humanwissenschaften (Psychologie, Pädagogik, Soziologie) an, die größere Nähe zur Praxis und den persönlichen Problemen der Fortbildungswilligen versprachen. Vorreiter war die Jugendpastoral, die wohl auch am meisten "Leidensdruck" empfand und spürte, daß die geläufigen Methoden nicht mehr griffen. In dieser Phase (nach 1968) begannen sich Ausbildung (Universität) und Fortbildung immer weiter auseinander zu entwickeln. Theologische Fortbildung wurde bei vielen nur noch zugelassen, wenn sie ihre Praxisnähe nachweisen konnte. Die Erwartungen an die Fortbildung waren:

- Praxisreflexion
- Gewinnung einer neuen (pastoralen) Identität
- Befähigung zu verstärkter kommunikativer Kompetenz
- Entwurf einer damit kommunizierenden Theologie.

Auf Beziehung liegt der Schwerpunkt.

Im II. Vaticanum hatte die Kirche nicht nur den Dialog mit der Welt neu begonnen, die Bischöfe hatten ihn im Konzil untereinander selbst in einem aufregenden Prozeß gelernt. Es blieb nicht aus, daß die "informierten" Seelsorgerinnen und Seelsorger auf Dauer den Dialog, über den sie so viel gehört hatten, und auf den sie so wenig vorbereitet waren, in der Fortbildung einüben wollten. Sie versuchten verstärkt, dialogisches Verhalten untereinander und in den Gemeinden auszuweiten. Das geschah in sehr praktischen Übungen, wie sie die pädagogischen bzw. psychologischen Fortbildungen schon längst kannten.

Ohne Zweifel hatte das Konzil und nachfolgend in der Bundesrepublik auch die Synode das Rollenverständnis der Priester verändert. Hinzu kam das Auftreten neuer pastoraler Berufe mit

zum Teil universitärer Ausbildung. Das führte zu einer tiefen Identitätskrise bei vielen Priestern, die bis heute nicht überwunden ist. Aber auch die Laien mußten in ihre neue Rolle hineinfinden. Der Schwund an Kirchlichkeit tat ein Übriges dazu. Viele Seelsorger verließen ihren Beruf und suchten außerhalb der Kirche eine neue Identität aufzubauen. Der größere Teil bemühte sich innerhalb der Kirche um ein neues Selbstverständnis, suchte aber Hilfe. Die theologischen Fakultäten mit ihrer weitgehend monologischen Struktur und ihrer zum Teil auch erstarrten Didaktik konnten diese Hilfe kaum leisten. Von daher veränderte sich die Fortbildung, die sich an den Fragen und Nöten der Fortzubildenden orientierte, immer stärker. Sie entfernte sich von der theologischen Fortbildung in Abhängigkeit von der Universität und orientierte sich, wo man ihr diese Entwicklung gestattete, fortan stärker an Methoden und Theorien der Humanwissenschaften (eine Reihe von Theologen begann ein psychologisches oder pädagogisches Zusatzstudium; Erkenntnisse der Sozialwissenschaften wurden verstärkt beachtet). Theologische Theorie, die nicht dialogisch entwickelt wurde, hatte in der Fortbildung, da wo sie nicht mit Verpflichtung und Anwesenheitslisten arbeitete, kaum noch Chancen. Das führte an vielen Stellen zu Enttäuschungen und einem tiefen Mißtrauen, vor allem auf Seiten der Kirchenleitung (zumal dann, wenn sie selbst aus der universitären Ausbildung kam).

Vorteile

Die Fortbildung hat, nachdem sie sich praktisch von der Universität gelöst hat (kirchenpolitisch wurde das oft direktiv verhindert), ihr eigenes Selbstverständnis entdeckt und entwickeln können. Sie tut das vor allem im Dialog mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern und im Blick auf die Humanwissenschaften sowie Methoden der Sozialwissenschaften. So löst sie sich aus der faktischen Bevormundung der Ausbildung, versteht sich fortan nicht mehr als ihre kontinuierliche Fortsetzung, und läßt Information nur noch insoweit zu, wie sie für die Praxis der Teilnehmer relevant ist. Dabei entwickelt sie ansatz-

haft eine basisnahe Theorie, wobei sie sich im Blick auf die Tradition vor allem an der Bibel orientiert. Ansatzweise gelingt das wiederum im Bereich der Pastoraltheologie, der Moraltheologie und Katechetik. Die anderen theologischen Kernfächer waren weitgehend von dieser Entwicklung ausgeschlossen (vgl. erste Ansätze in einer "materialistischen" Exegese).

Nachteile

Die pastorale Praxis und ihre Theoriebildung löst sich zu sehr von der gesamten Glaubenstradition (und gerät in eine neue Abhängigkeit: jetzt von den Humanwissenschaften). Sie verirrt sich oft in "fremden Gewässern", wird entwurzelt und verkommt häufig in Methodenfragen. Theologisch-wissenschaftliche Erkenntnisse ihrerseits denken an der Praxis vorbei und verdunsten in der Theorie, weil sie nun auch von der Praxis alleingelassen werden und sich von dort her nicht mehr rechtfertigen brauchen. Jedenfalls vermögen theologische Aussagen ihre Relevanz für die pastorale Praxis nur noch deklamatorisch zu behaupten, aber oft nicht mehr zu erweisen oder zu vermitteln.

3. Das Modell der Kooperation mit der Universität

Nachdem sich die theologisch-pastorale Fortbildung von der Fakultätstheologie fortentwickelt hatte (jedenfalls dort, wo ihr diese Entwicklung zugestanden wurde), tritt sie in den letzten Jahren wieder in einen kritischen Dialog. Die "Tochter" kehrt - wenn auch mit neuem Selbstbewußtsein - zur "Mutter" zurück und sucht das Gespräch mit ihr. Das ist für beide Seiten gut und wichtig. Denn beide haben sich viel zu sagen und können voneinander lernen.

Eine Dometscherfunktion nehmen bei dem Brückenschlag für die Universität die Dozenten ein, die sich auf teilnehmer- und prozeßorientiertes Lernen in der Fortbildung einlassen. In oft schmerzlichen Prozessen mußten sie erfahren, wie ihre Referate nicht "gefragt" waren, sogar auf Ablehnung stießen, andererseits aber die Bereitschaft zum Hören wuchs, wenn sie sich persönlich einbrachten, Prozesse begleiteten und ihre

Theorie prozessual entwickelten. Auf Seiten der Fortbildung verließ man eine theoriefeindliche Haltung und lernte dadurch neue Zugänge zur Theologie und ihren verschiedenen Disziplinen. Die theologisch-pastorale Fortbildung wird, wo dies geschieht, zum Forum der reflektierten Praxis und gleichzeitig Ort für eine dialogisch konzipierte Theologie, die dabei durchaus die Tradition nicht aus dem Auge verliert. Allerdings zeigte sich sehr bald, daß eine narrative Theologie in der Fortbildung mehr Chancen hat als eine abstrakt-abgehobene Schultheologie. So formulieren sich auch hier Erwartungen an die Fortbildung, die einerseits Wünsche aus den anderen Modellen aufgreifen, sie aber auch gezielt weiterführen:

- Wiederholung und Ergänzung des Gelernten, soweit die Praxisnähe garantiert ist;
- Information über Prozesse der Weiterentwicklung wissenschaftlicher Erkenntnisse, weniger ihre abstrakten Ergebnisse;
- Verstärkte Praxisreflexion in Rückbindung an die Lebenspraxis Jesu;
- Gewinnung neuer theologisch-pastoralen Identität in Rückfrage nach einer biblisch orientierten Theologie;
- Suche nach einer pastoralen Basisspiritualität und ihre anthropologischen sowie theologischen Voraussetzungen;
- Entwurf einer mit der Tradition verbundenen Theologie, die sich in Beziehung setzt zu den Humanwissenschaften und den Erfahrungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer.

Verstärkt ist das Bemühen festzustellen, diese Erwartungen in die gesamte Fortbildung zu integrieren.

Auf Integration und Kooperation liegt der Schwerpunkt.

Es ist deutlich, daß die Erwartungen an die Fortbildung anspruchsvoller geworden sind. Der "durchreisende" Referent hat eigentlich kaum noch eine Chance, zumal der Lernerfolg in keinem Verhältnis zum Aufwand steht. So ist es verständlich, daß monologisierende Universitätsdozenten in der Fortbildung immer seltener werden - es sei denn, sie werden "von oben" verordnet. Da die meisten Frauen und Männer bereits in der

Ausbildung prozessuale Lernerfahrungen machen können, ist die Sensibilität dafür gewachsen.

Nach Abschluß der Ausbildung wirft die Praxis neue Fragen und Probleme auf. Wer deshalb in die Fortbildung kommt, fragt vor dem Horizont seiner Praxis und will damit ernst genommen werden. Wenn es nicht gelingt, das bisher Gelernte mit dieser neuen (pastoralen) Praxis in Verbindung zu bringen, werden Studienjahre oft als "vertane Zeit" betrachtet. Wo es allerdings gelingt, wird auch neues Interesse geweckt. Dabei ist zu beobachten, daß die Fragerichtung mehr auf Prozesse wissenschaftlicher Erkenntnisse (wie kommen sie zustande?) abzielt als auf ihre Ergebnisse. Das ist verständlich, weil die Fortzubildenden sich meist selbst in starken Prozessen erleben und so nach Prozeßabläufen und ihren Gesetzmäßigkeiten fragen. Dabei werden nicht mehr einseitig nur theologische Disziplinen in den Blick genommen. Auch bei den Humanwissenschaften vermuten Seelsorgerinnen und Seelsorger zu Recht reflektiertes Lebenswissen.

Seit einigen Jahren ist ein erneutes und verstärktes Interesse an der Bibel zu spüren. Nachdem man die Ergebnisse der historisch-kritischen Exegese zur Kenntnis genommen hat, suchen viele heute nach einer "zweiten Naivität" im Umgang mit der Bibel. Dabei steht vor allem die Lebenspraxis Jesu im Vordergrund, wie sie uns in unterschiedlichen Akzenten in den Evangelien begegnet. Diese Lebenspraxis Jesu wird als kritischer Maßstab für das eigene Handeln zugelassen und eröffnet neue pastorale Perspektiven - auch im Miteinander verschiedener pastoraler Berufungen.

Durch den Zustrom neuer pastoraler Berufe in den letzten zehn Jahren ist die Frage nach dem Unterscheidenden und Gemeinsamen gewachsen. Auf dem Prüfstand steht eine neue pastorale Spiritualität, die zur Kooperation führt und nicht einem Gegeneinander Vorschub leistet. Die Fortbildung hat hier - wieder in Zusammenarbeit mit den Humanwissenschaften und ihren Erkenntnissen - wichtige Arbeit zu tun.

Bei all dem geht es darum, die eine Heilswirklichkeit des Menschen zu erschließen, zu deuten und zu begleiten. Dabei müssen

Ausbildung (Universität, Hochschulen ...) und Fortbildung im kritischen Dialog miteinander Schritte zur Kooperation tun. Der Ausbildung kann es nicht egal sein, was aus ihrem vermittelten Wissen geworden ist, die Fortbildung braucht dagegen zu ihrer Reflexion die wissenschaftliche Kraft der universitären Theoriebildung.

Vorteile

Theologisch-wissenschaftliche Theorie und pastorale Praxis stehen nicht mehr feindlich gegenüber und im gegenseitigen Rechtfertigungsverhältnis. Die jeweiligen wissenschaftlichen Erkenntnisse helfen, die pastorale Wirklichkeit besser zu deuten und zu verstehen. Die pastorale Wirklichkeit entwickelt ihre Theorie nicht gegen die wissenschaftlich-theologischen und anthropologischen Erkenntnisse oder an ihnen vorbei, sondern im Dialog mit ihnen. Sie entgeht damit der Gefahr, theorieleer zu werden. Andererseits greift die wissenschaftliche Theologie Impulse der pastoralen Praxis auf und läßt sich ihrerseits auf ihr Selbstverständnis und ihre Begründungszusammenhänge hin befragen. So können beide voneinander lernen.

Gefahr

Die Fortbildung steht noch zu sehr in den Anfängen, das eigene Selbstverständnis ist noch zu schwach entwickelt, um der traditionsreichen Universität und ihrem wissenschaftlichen Selbstverständnis autonom zu begegnen. Auf Dauer könnte die Universität und damit der Monolog wieder die Oberhand gewinnen. In der Öffentlichkeit jedenfalls gilt nach wie vor das Wort eines durch die Universität gedeckten Lehrers mehr als das Wort eines Lehrers in der Fortbildung.

Ein Desiderat ist gewiß bis heute, daß die theologische Fortbildung keinen eigenen Forschungszweig hat. Untersuchungen, die im Feld der Fortbildung unternommen werden, kommen meist von der Universität und werden dort ausgewertet. Zur Entwicklung ihres Selbstverständnisses muß die Fortbildung von sich aus ihre eigene Praxis und Theorie noch stärker selbst reflektieren und auswerten.